

Boyd Morrison  
Substance  
Die Formel

Thriller

Aus dem Amerikanischen  
von Otto und Max Merkatz

Mit einer Krimi-Analyse  
der ZEIT WISSEN-Redaktion

Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. KG

## EINS

*Kevin, die Kerle, die Stein getötet haben, sind hinter mir her.*

Michael Ward hob die zitternden Hände von der Tastatur. Er hatte mehrmals versucht, seinen ehemaligen Assistenten zu erreichen, aber er kannte Kevins Handynummer nicht, und bei ihm zu Hause war jedes Mal nur der Anrufbeantworter angesprungen. Eine Botschaft zu hinterlassen, kam jedoch nicht infrage. Selbst diese E-Mail konnte in falsche Hände geraten. Er würde aufpassen müssen, was er schrieb. Aber jetzt musste er erst einmal eine rauchen. Die Schachtel in seiner Hemdtasche war leer bis auf eine. Er würde sich auf dem Weg zum Flughafen mit Zigaretten eindecken müssen.

Mit einem tiefen Zug versuchte er, jedes Milligramm des kostbaren Nikotins in seinem Körper zu verteilen. Der Rauch füllte seine Lunge, seine Hände hörten auf zu zittern. Er richtete seine Aufmerksamkeit wieder auf den Bildschirm. Der absurde Satz, den er gerade geschrieben hatte, reizte ihn zum Lachen, aber er hatte Angst, die Kontrolle über sich zu verlieren, wenn er diesem Impuls nachgab, und verzog keine Miene.

Wieder stieg Übelkeit in ihm hoch. Die kurze Meldung von Herbert Steins Tod – man hatte ihn erschossen in einem Müllcontainer gefunden – hatte ihn derart schockiert, als er sie in seinem Büro in den Nachrichten gehört hatte, dass er sich gleich mehrmals übergeben musste. Und jetzt war ihm wirklich nicht zumute wie jemandem, der sich innerhalb der nächsten Stunde mit zehn Millionen auf die Bahamas absetzen wollte.

Er kontrollierte, wie sein Download voranging. Die Sicherung seiner Festplatte würde noch ein paar Minuten in Anspruch nehmen. Mit der Zigarette zwischen den Lippen tippte er weiter.

*Caroline und ich verlassen Houston. Ich glaube, wir sind an unserem Ziel in Sicherheit, aber ich brauche Deine Hilfe, damit das auch wirklich*

*der Fall ist. NV117 war kein Fehlschlag. Du kennst die Apparaturen. Der Schlüssel zu allem anderen befindet sich in Deiner Masterarbeit. Mein Geschäft mit Clay*

»Dürfen wir eintreten, Dr. Ward?«

Ward fuhr zusammen. Die Stimme mit der präzisen Aussprache war ihm nur allzu bekannt. Sein Herz begann zu rasen. Er drehte sich um. Zwei Männer standen in der Tür zu seinem Arbeitszimmer. David Lobec und hinter ihm Richard Bern, Claytons Leute, mit denen er den Handel zum Abschluss bringen sollte. Ihre Vereinbarung war eigentlich erst in zwei Stunden.

Innerlich verfluchte er sich. Warum nur hatte er nicht einfach die Pässe geholt und war abgehauen? Er hatte Caroline extra nicht zu Hause angerufen für den Fall, dass seine Leitung angezapft war, und nun hatten sie ihn trotzdem aufgespürt.

»Du hast fünf Minuten«, hatte er seiner Frau zugerufen, als er ins Haus platzte. »Pack zusammen, was du kannst, dann fahren wir zum Flughafen und nehmen die erste Maschine.« Sie hatte gefragt, ob er den Verstand verloren hätte. »Ich erkläre dir alles im Auto, aber wir müssen hier verdammt noch mal weg.« Er hatte sie praktisch die Stufen hinaufgeschoben. Da war bei ihr endlich der Groschen gefallen, dass er es toderntst meinte.

Jetzt hatte er keine Sekunde mehr zu verlieren. Auf der verzeifelten Suche nach einem Ausweg überschlugen sich seine Gedanken.

Aus dem Augenwinkel sah er das Blinken des Cursors auf seinem Bildschirm. Sie würden die Nachricht lesen können, wenn sie vor seinem Schreibtisch standen. Er drückte eine Taste, die Nachricht verschwand, und er wandte sich seinen Besuchern zu.

»Es tut mir leid, Mr. Lobec, aber ich habe die Klingel nicht gehört.« Ward stand auf. Seine unsichere Stimme sprach Bände. Er zog noch einmal an seiner Zigarette.

Lobec schritt lächelnd auf Ward zu.

»Ekelhafte Angewohnheit.«

Er zog dem Professor die Zigarette aus dem Mund und drückte sie in einem fleckigen Messingaschenbecher aus. »So, das ist besser. Jetzt können wir atmen, während wir uns unterhalten.«

Er setzte sich in einen der Ledersessel. Bern blieb hinter ihm stehen.

»Bitte, nehmen Sie doch Platz«, forderte er Ward auf.

»Sie sind früh dran«, begann der Professor und setzte sich. »Ich habe nicht vor halb sieben mit Ihnen gerechnet.«

Die Uhr auf dem Kaminsims zeigte kurz vor halb fünf.

»Natürlich nicht. Bis dahin wollten Sie längst über alle Berge sein. Es freut mich, dass mir die Überraschung gelungen ist.«

Groß war Lobec nicht, er maß nur knapp einen Meter achtzig, aber seine ruhige Selbstsicherheit war beeindruckend. Sein dichtes tiefschwarzes Haar, das er straff nach hinten gekämmt trug, bildete einen scharfen Kontrast zu seiner hellen Haut und den schieferfarbenen Augen, die Ward mit einem Adlerblick musterten. Sein grauer Anzug war maßgeschneidert und saß wie angegossen an seiner athletischen Figur. Dennoch sah Lobec nicht gut aus. Er hatte eine Hakennase und ein fliehendes Kinn. Ward fühlte sich von ihm eingeschüchtert, auch wenn er seine Ausstrahlung bewunderte.

Lobecs Komplize Bern war jünger, etwa gleich groß, aber rund fünfundzwanzig Kilo schwerer, das meiste davon waren Muskeln. Er trug einen schlecht sitzenden blauen Anzug, der eine Nummer zu weit wirkte. Er hatte einen Bürstenhaarschnitt, und seine verschlafenen Augen blickten gelangweilt unter der ständig gerunzelten Stirn hervor. Ward wusste wenig über ihn. Er hatte in seiner Gegenwart nie mehr als ein paar unverständliche Begrüßungsworte gemurmelt.

Der Professor rang sich ein Lächeln ab. Er wusste, überwältigen konnte er keinen seiner beiden Besucher, von beiden ganz zu schweigen. Die zehn Zentimeter, die er größer war, machten seinen Bauch nicht wett. Seinem fleischigen Doppelkinn war anzusehen, dass sein einziger Sport darin bestand, den Golfschläger zu schwingen. Das Herbstsemester begann erst in einer Woche, und so trug er den Dreihundert-Dollar-Trainingsanzug, in dem er normalerweise an Wochenenden herumlief. Ansonsten sah er wie der typische Professor aus, bis hin zu seinem schütterten grau melierten Haar und der Nickelbrille. Nichts an Lobecs Haltung signalisierte, dass er ihn als eine mögliche Bedrohung einschätzte.

»Ich weiß nicht, was Sie meinen. Ich wollte gerade ...«, begann Ward wieder.

»Sie wissen sehr wohl, was ich meine.« Lobec schien weniger verärgert als amüsiert zu sein. »Seit einer Stunde suchen wir Sie. Sie sind eine andere Strecke nach Hause gefahren als gewöhnlich. Vielleicht verraten Sie uns ja, wieso?«

Ward hatte sich schon gedacht, sie könnten ihn beschatten. Nachdem er von der Ermordung Herbert Steins gehört hatte, war er vorsichtshalber durch das Kellergeschoss eines Nachbargebäudes seines Instituts zu seinem Auto gegangen.

»Woher wissen Sie, welche Strecke ich normalerweise fahre?« Ward spielte auf Zeit, um auf eine Idee zu kommen.

»Wir wissen auch, dass Sie sich von einem Professorengehalt ein Haus für eine dreiviertel Million und einen Mercedes leisten können.«

Lobec musterte das geschmackvoll eingerichtete Zimmer mit dem Mahagonischreibtisch, dem schwarzen Ledersofa, den Golftrophäen und Erinnerungsstücken. Dann ließ er seinen Blick durchs Fenster zu dem Golfplatz schweifen, der kurz vor der Fertigstellung war.

»Nur in der letzten Zeit war der Wurm drin, sehe ich das richtig? Mr. Tarnwell erwähnte Ihren guten Riecher für Aktien. Pech, dass Ihre Nase Sie bei Chromosotics im Stich gelassen hat.«

Ward fiel die Kinnlade herunter. Er hatte den heißen Tipp erhalten, die ortsansässige Firma Chromosotics ginge in Kürze mit einem neuen Mittel auf den Markt. Die behördliche Genehmigung sei eine reine Formalie, hatte man ihm versichert. Nach der ersten Pressemitteilung stieg die Aktie um das Vierfache, und Ward zog sich aus bis aufs Hemd, um noch mehr Anteile zu kaufen. Innerhalb eines Monats drangen jedoch Testresultate über gravierende Nebenwirkungen des neuen Präparats an die Öffentlichkeit. Die Wahrscheinlichkeit einer Zulassung durch die zuständige Behörde war buchstäblich gen null gesunken, und die Aktie stürzte in den Keller. Noch nicht einmal Caroline wusste, dass Ward vor dem privaten Konkurs stand, als er den Deal mit Tarnwell abschloss, der ihn retten sollte.

Sprachlos hörte Ward seinem Gegenüber zu. »Ich erwähne das nur, um Ihnen klarzumachen, dass wir beträchtliche Möglichkeiten

haben, Informationen einzuholen. Sollten Sie mit dem Gedanken spielen, Houston zu verlassen, würden wir Sie auf jeden Fall aufspüren.«

Da fiel Ward plötzlich seine Frau ein. Sie hätte schon längst mit den gepackten Koffern bei ihm sein müssen. Lobecs Augen funkelten böse.

Ward sprang auf. »Caroline!« Keine Antwort. Er wandte sich zu Lobec: »Verdammt, wo ist sie?«

Zum ersten Mal kam Bewegung in Bern. Lächelnd und in aller Ruhe zog er eine Automatik aus dem Jackett.

»Mrs. Ward ist derzeit in Sicherheit, aber jede Voreiligkeit Ihrerseits stellt eine Gefährdung für sie dar«, kam es von Lobec.

»Sie werden sich hüten, mich zu erschießen. Man könnte den Knall hören.«

»Uns ist nicht entgangen, dass Sie und Ihre Frau derzeit die einzigen Bewohner in diesem Bauabschnitt sind.« Lobecs Ton hätte flüssige Lava zum Erstarren gebracht. »Ich habe einen Schalldämpfer, aber der ist hier gar nicht nötig. Nun seien Sie so nett, sich wieder zu setzen, oder ich muss Mr. Bern bitten, Ihnen behilflich zu sein.«

Widerwillig gehorchte Ward. Die Angst, die ihn vor ein paar Minuten gepackt hatte, war nun mit versteckter Wut vermischt. Er liebte seine Frau, auch wenn sie die üblichen Eheprobleme hatten, und der Gedanke, diese Kerle könnten grob zu ihr gewesen sein, brachte ihn auf.

»Was will Clay?«, fragte er fast flüsternd.

»Erst einmal die zehn Millionen, die Sie ihm gestohlen haben.«

»Von stehlen kann keine Rede sein! Er hat mich bezahlt. Und sobald er Adamas erhält, muss er noch zwanzig Millionen drauflegen.«

»Eine Sekunde«, fuhr Lobec fort. »Wir brauchen die Namen aller Leute, die von Adamas wissen.«

Ward kniff die Augen zusammen. »Wenn Sie uns nicht gehen lassen, können Sie Adamas vergessen. Dann hat Clay zehn Millionen in den Sand gesetzt.«

»Verschonen Sie uns, Dr. Ward. Das Verfahren ist uns längst bekannt.«

Ward fuhr zurück, als hätte ihm Lobec ins Gesicht geschlagen. Was der Mann sagte, war unmöglich, dachte er. Von seinem Laborbuch existierte nur ein Exemplar, und das befand sich an einem sicheren Ort. Sie hatten sich heute Abend treffen wollen, um die letzten Schritte der Transaktion zu klären. Am Montag hatte er das Laborbuch holen und bei seinem Anwalt eine Kopie hinterlegen wollen, bevor er Tarnwell das Original überreichte und die restlichen zwanzig Millionen kassierte. Der Anwalt würde die Kopie nur dann den Behörden übergeben, wenn Ward etwas zustieß. Nun aber war dem Anwalt etwas zugestoßen. Herbert Stein war ermordet worden.

Ward stotterte: »Aber Sie können doch nicht ...«

»Sie stehen seit zwei Wochen unter Beobachtung, Dr. Ward. Wir hatten Gelegenheit, Ihr Büro gründlich auf den Kopf zu stellen. Wir haben alles gefunden, was wir brauchen.«

»Auch das Video?«

Lobecs Lächeln erlosch. »Sie bluffen. Es gibt kein Video.«

Nun lächelte Ward erleichtert. Sie hatten das gefälschte Protokollheft gefunden, das er zur Sicherheit in seinem Büro deponiert hatte, und hatten es noch nicht gemerkt.

»Clay ist keineswegs im Besitz der Formel für Adamas«, erklärte er auftrumpfend. »Pech für ihn. Wenn meine Freunde das Video und das Laborbuch finden, löst sich eine Milliarde Dollar in Luft auf, und Clay ist angeschmiert. Es sei denn, Sie lassen mich und meine Frau gehen.«

Nun war es an ihm, zu bluffen. Kein Mensch wusste etwas von Adamas, und wo er das Versuchsprotokoll versteckt hatte, wusste auch niemand.

Lobec hatte wieder sein Lächeln aufgesetzt. »Sie haben doch bestimmt schon gehört, was Ihrem neuen Anwalt Mr. Stein widerfahren ist, denn sonst hätten Sie uns nicht auf diese fröhliche Verfolgungsjagd gelockt. Ich muss einräumen, Mr. Stein hat sich redlich bemüht, für Ihre Interessen einzutreten. Doch nachdem er einen Zeigefinger weniger hatte, sah er sein Mandat plötzlich in einem ganz anderen Licht. Wenn wir richtig vorgehen, wird es Ihren Freunden nicht anders ergehen, daran hege ich keinerlei Zweifel.«

Obwohl er entsetzt war, versuchte Ward, sich selbstsicher zu geben. »Sie können unmöglich wissen, wer meine Freunde sind.«

»Richtig«, nickte Lobec. »Ich könnte mir aber gut vorstellen, dass Sie es ausplaudern. Besonders wenn Ihre schöne Frau keinen Schaden nehmen soll, nicht wahr, Mr. Bern?« Lobec warf Bern einen kurzen Blick zu und nickte in Richtung Ward.

Dem Professor drehte sich der Magen um. Sie würden ihn nicht gehen lassen. Sie würden ihn foltern, um das Versteck des Laborbuchs zu erfahren. Und wenn sie es erst einmal in Händen hielten, gab es keinen Grund, ihn oder Caroline am Leben zu lassen. Im Gegenteil, erst wenn sie ihn beiseitegeschafft hatten, konnte Tarnwell ungehindert behaupten, Adamas entdeckt zu haben. Jetzt ging es ums Ganze.

Bern umrundete den Schreibtisch mit gelangweilter Miene und beugte sich vor. Dabei öffnete sich sein Jackett, und seine Halbautomatik, die in einem Achselhalfter steckte, wurde sichtbar. Bern packte den Professor mit seiner muskulösen Pranke, und Ward sackte scheinbar verzweifelt in sich zusammen. Die hundertfünfundzwanzig Kilo des Professors brachten Bern aus dem Gleichgewicht, und diese Sekunde nutzte Ward, um ins Jackett seines Gegners zu greifen und dessen Pistole aus dem Halfter zu reißen.

Wie vom Blitz getroffen schnellte Bern zurück, griff nach Wards Handgelenk und drehte die Waffe zur Decke. Aus dem Augenwinkel sah er seinen Komplizen, schussbereit. Lobec wollte vermutlich nicht feuern, solange sie noch nicht im Besitz der gewünschten Information waren. Bern versuchte, die Waffe mit der anderen Hand aus Wards Griff zu lösen, aber sein verzweifelt Opfer hielt sie hartnäckig umklammert.

Ward versuchte, auf Berns Gesicht zu zielen. Der machte jedoch eine abwehrende Bewegung, als Ward abdrückte. Ein ohrenbetäubender Knall hallte in dem Zimmer wider, und ein Stück des Deckenputzes traf Ward, bevor Bern ihn herumriss und gegen die Wand presste. Dabei drückte er Wards Arm nach unten, hielt sein Handgelenk fest und versuchte mit der anderen Hand, ihm die Pistole zu entwinden. Ein weiterer Schuss ertönte, die Waffe fiel polternd zu Boden.

Bern hob sie auf. Ward ließ es mit schmerzverzerrtem Gesicht geschehen. Ein roter Fleck breitete sich auf seiner rechten Schulter aus, aber es war seine linke Schulter, die heftig pochte. Ein unerträg-



licher Schmerz drang bis in seine Brust. Mit den Augen suchte er nach der Ursache dafür. Da fiel es ihm wie Schuppen von den Augen. Es war der Herzinfarkt, den Caroline ihm schon lange vorausgesagt hatte. Rauchen, fettes Essen, kein Sport. Seit Jahren hatte sie ihn davor gewarnt. Nun würde der Infarkt verhindern, dass Tarnwell sich seine Entdeckung unter den Nagel reißen konnte. Er wollte lachen, brachte aber nur ein schwaches Gurgeln zustande, stolperte einen Schritt vorwärts und fiel auf die Knie. Bern trat zur Seite. Ward kippte langsam zu Boden. Er sah auf. Sein Gesichtsfeld verengte sich. Wie durch einen Tunnel sah er Lobecs Auge dicht vor sich. Lobec schüttelte ihn und sagte etwas. Obwohl seine Stimme ihm nicht mehr gehorchte, nahm Ward wahr, dass er antwortete, verstand aber selbst nicht mehr, was. Lobec drehte suchend den Kopf. Vor dem Bildschirm hielt er inne. Das Letzte, was Ward in seinem Leben sah, war der Satz: *Gesendet an N. Kevin Hamilton.*

# DIE ZEIT

ZEIT WISSEN Krimi-Analyse  
von Haluka Maier-Borst

Schüsse fallen, Menschen sterben, und auf dem Spiel stehen Millionen, wenn nicht gar Milliarden von Dollar – es geht um Diamanten. Es gibt wenige Rohstoffe auf der Erde, die so viel Glanz mit so viel Gewalt und Habgier verbinden. Meistens passiert aber all das in Ländern wie Angola und Sierra Leone und nicht in der westlichen Welt, schon gar nicht in Amerika.

Der Roman *Substance* aber verlegt all dieses Konfliktpotenzial nach Texas – dank der Wissenschaft der Chemie. Diamanten werden nicht aus irgendwelchen Minen im afrikanischen Nirgendwo mühsam geschürft. Hier entstehen sie im Labor einer Universität, mithilfe des revolutionären Adamas-Verfahrens, das der Doktorand Kevin Hamilton per Zufall entdeckt hat. Doch es lohnt sich ein genauer Blick, um zu verstehen, inwieweit die beschriebenen Prozesse der Chemie in dem Buch realistisch sind und was davon wohl Fiktion bleibt.

Alexander Grüneis von der Universität Köln forscht selbst unter anderem an einer anderen Variante des Kohlenstoffs, dem Graphen, und setzt sich damit auseinander, wie sehr Graphen als Material der Zukunft taugt. Die Experimente zu Hochtemperatur-Supraleitern, die im Buch skizzenhaft als Hamiltons Doktorarbeit beschrieben werden, klingen aus seiner Sicht nicht unplausibel, erklärt er gegenüber der ZEIT im Gespräch. Aber aktuelle Studien konzentrieren sich mittlerweile viel mehr auf neue Materialien: »Im Bereich Hochtemperatursupraleiter spielt Kohlenstoff kaum noch eine Rolle. Zu Graphen gibt es zum Beispiel nur noch vereinzelt Gruppen, die daran forschen und schauen, ob es sich als Supraleiter nutzen lässt«, sagt Grüneis. Wesentlich vielversprechender sind zum Beispiel Verbindungen aus Barium, Kupfer und Sauerstoff oder Schwefelwasserstoff bei extrem hohem Druck. Dass also im Jahr 2019 ein Doktorand noch versucht, aus Kohlenstoff einen Supraleiter zu kreieren, der bei hohen Temperaturen Strom ohne Verlust leitet, ist eher unwahrscheinlich. Allerdings muss man dem Autor Morrison zugutehalten, dass er das Buch bereits im Jahr 1995 schrieb.

Was dagegen durchaus wahrscheinlicher ist, ist, dass ein Versehen oder eine glückliche Fügung Forschern auf die ein oder